ZEITGEIST

Aufstand vor dem Kühlschrank

Depressive Unruhe sucht die krisengeplagte Schröder-Republik heim: Künstler und andere intellektuelle Sympathisanten von Rot-Grün bekennen ihre Enttäuschung oder rufen gar zur Revolte auf. Sturm im Wasserglas oder Mobilisierung der Zivilgesellschaft?

Einer hat es natürlich, wie immer, schon vor Jahr und Tag gewusst. Irgendwann würde Schluss sein mit den „gutmütigen Deutschen“, die brav ihre Steuern zahlen, bis die Staatsquote aus allen Nähten platzt. Noch aber schien die Geduld des „großen Lümmels“ namens Volk „beinah grenzenlos“. „Aber treibt es bitte nicht zu weit“, warnte Ende 1998 Hans Magnus Enzensberger im SPIEGEL – „nicht so weit, dass sie die Nerven verlieren.“ Der historische Augenblick scheint gekommen. 13 Jahre nach dem Fall der Mauer, im deutschen Schicksalsmonat November, liegt wieder ein Geruch von Wende in der Luft. „Bürger, auf die Barrikaden!“, ruft der Historiker Arnulf Baring seinen geplagten Landsleuten zu und vergleicht den Beginn der zweiten Amtszeit von Bundeskanzler Gerhard Schröder gar mit dem Ende der Weimarer Republik.

Bundeskanzler Schröder mit Promi-Wahlkampf-Plakat

HANS SEIDENABEL / ACTION PRESS

Schlingensief

CONTRAST / ACTION PRESS

Schweins

MICHAEL HANSCHKE / DPA

Rinke

THOMAS MEYER / ACTION PRESS

SPD-Wahlwerbung, rot-grüne Sympathisanten: *„Das haben wir nicht gewollt“*

Zugleich sieht der nicht immer metaphernsichere Konservative das vereinte Deutschland auf dem Weg in eine „DDR light“. Nur wenige Wochen nach der Bundestagswahl, die die rot-grüne Koalition mit Flut, Kriegsangst, Stoiber-Phobie, Glück und knapper Not gewonnen hat, breitet sich eine Art Fin-de-Siècle-Stimmung aus, eine Mischung aus guter alter deutscher Depression und neuer Lust auf Protest. Noch ist völlig offen, ob es sich eher um einen Sturm im Wasserglas handelt oder doch um die Rückmeldung der so oft – auch von Gerhard Schröder – beschworenen „Zivilgesellschaft“, Motto: Neue Mitte strikes back! Einen Vorzug hat die durchaus handfeste Debatte immerhin: Über eine „Entpolitisierung“ der Gesellschaft beklagt sich gegenwärtig niemand.

Das Novum: Gerade Intellektuelle und Künstler, die im Wahlkampf für Rot-Grün geworben hatten, zeigen sich nun bitter enttäuscht, ja zornig: „Das haben wir nicht gewollt“, sagen viele jener Zeitgenossen, die mit Schröder und Fischer auch ein großes Stück der eigenen politischen Biografie verbindet.

Wolfgang Kraushaar, der Biograf der 68er-Bewegung, ist nicht nur „unangenehm überrascht“ davon, dass es „sofort mit Steuererhöhungen losging“ – „total entsetzt“ war er auch über die Kabinettsbildung: „Eine NRW-typische Rentnerband.“ „Keine Strategie, keine Linie, kein Konzept“ – nun räche sich die „bunt angemalte Luftblase namens Schröder“, die Urzelle des „rot-grünen Gewurschtels“. Gleichwohl gebe es da, so Kraushaar, eine Stimme in ihm, die rufe: „Gemach, gemach, wir jammern auf hohem Niveau.“

Angesichts des trommelfeuerartigen Schröder-Bashings von links bis rechts warnt der Berliner Philosoph Erich Hörl vor einem hysterischen und „verantwortungslosen Reden“, das „die Krise in die Köpfe“ treibe und „Züge demokratischer Verwahrlosung“ trage. Die „Rhetorik des Ausnahmezustands“ mit ihrem „apokalyptischen Ton“ verschiebe die Gewichte der repräsentativen Demokratie – weg von der Legalität einer gewählten Regierung

hin zur populistischen Legitimitätsschöpfung durch eine boulevardeske Stimmungsmache, die jeden Morgen den Untergang des Abendlandes prophezeit. Kein Frühstück ohne neue „Steuerwut“.

So richtig die Kritik an einer zügellosen, oft heuchlerischen Sprache des Ressentiments ist – „Bild“ druckte vergangenen Dienstag an Stelle des täglichen Kommentars, auch nicht immer ein geistiger Höhenflug, einfach den kompletten Originaltext des parodistischen „Steuersongs“ –, so wahr ist auch, dass die Welle der Kritik politisch wie intellektuell Substanz hat.

So beklagt die Publizistin Cora Stephan die rot-grüne „Mischung aus uralten Verteilungsträumen, Stümperei und Opportunitätsdenken, aus Neiddebatte und Regulierungswut“, die das zu ersticken drohe, „was in diesem Land noch lebendig und kräftig ist“. Die Regierung schicke sich an, „just den politischen Rahmen zu zimmern, der zur neuen deutschen Bescheidenheit passt. Sieht verdammt nach Sarg aus“.

Der Münchner Publizist Michael Miersch weist auf ein soziologisches Phänomen hin, das sowohl Schröders neue Gewerkschaftsnähe als auch die sargähnliche Reformblockade erklären könnte. Seine These: Die wahre Regierung ist der Öffentliche Dienst.

Wie eine herrschende Klasse im Marxschen Sinne versucht er, mit Hilfe immer höherer Steuern, eines starren Kündigungsschutzes und hoher Staatsschulden seine Machtposition zu festigen und auszubauen. Er führt den Klassenkampf von oben und bedient sich dabei ironischerweise der Propagandaklischees aus der marxistischen Mottenkiste. Mancher Appell von Ver.di, in dem es um nichts weiter geht als die Privilegien unkündbarer Gutbetuchter, liest sich, als werde um die Hungerlöhne peruanischer Minenarbeiter gefochten.

Auch der Schriftsteller Peter Schneider, der im Wahlkampf noch mit Gerhard Schröder über Literatur, Rotwein und gutes Regieren plauderte, hat die Faxen dicke. Nicht zum ersten Mal attackiert er das, was er die „deutsche Krankheit“ nennt: „Es ist genau dieser dauerlächelnde, Häppchen reichende, gleichsam talkshowgerechte Umgang mit der deutschen Katastrophe, der ihr Fortschreiten unaufhaltsam macht.“

Mit meisterhaftem Witz erzählte Beobachtungen des alltäglichen Irrsinns

Freilich und halten zu Gnaden: Wenn in Deutschland allgemeine Krisenstimmung ausgebrochen ist, müssen plötzlich, so scheint’s, alle an einem Strang ziehen. Da gibt es kein Entkommen, und es dauert nicht lange, bis auch der Letzte, der selbst in diesen dunkeldeutschen November-Tagen ein wenig intelligente Heiterkeit aufbringt, zur Ordnung gerufen wird – freilich meist von jenen, die immer schon und unabhängig von der Weltkonjunktur die Leichenbittermiene des deutschen Schwerdenkertums vor sich her tragen. So trifft nun auch Harald Schmidt der Bannstrahl des deutschen Front-Feuilletons. In der

Bestseller

Belletristik

1	(1)	**Henning Mankell** Die Rückkehr des Tanzlehrers	Zsolnay; 24,90 Euro
2	(7)	**Paulo Coelho** Der Alchimist	Diogenes; 17,90 Euro
3	(2)	**Ken Follett** Die Leopardin	Lübbe; 24 Euro
4	(3)	**Elke Heidenreich/Bernd Schroeder** Rudernde Hunde	Hanser; 15,90 Euro
5	(6)	**Joanne K. Rowling** Harry Potter und die Kammer des Schreckens	Carlsen; 14,50 Euro
6	(8)	**Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Gefangene von Askaban	Carlsen; 15,50 Euro
7	(4)	**Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Feuerkelch	Carlsen; 22,50 Euro
8	(5)	**Diana Gabaldon** Das flammende Kreuz	Blanvalet; 29,90 Euro
9	(10)	**Ian McEwan** Abbitte	Diogenes; 24,90 Euro
10	(11)	**Jonathan Franzen** Die Korrekturen	Rowohlt; 24,90 Euro
11	(9)	**Nicholas Sparks** Das Lächeln der Sterne	Heyne; 17 Euro
12	(12)	**Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Stein der Weisen	Carlsen; 14,50 Euro
13	(13)	**Henning Mankell** Wallanders erster Fall und andere Erzählungen	Zsolnay; 24,90 Euro
14	(18)	**Doris Dörrie** Das blaue Kleid	Diogenes; 16,90 Euro
15	(14)	**Stephen King/Peter Straub** Das Schwarze Haus	Heyne; 26 Euro
16	(20)	**Joy Fielding** Nur wenn du mich liebst	Goldmann; 22,90 Euro
17	(15)	**Günter Grass** Im Krebsgang	Steidl; 18 Euro
18	(–)	**Jostein Gaarder** Der Geschichtenverkäufer	Hanser; 19,90 Euro
19	(–)	**Max Goldt** Wenn man einen weißen Anzug anhat	Rowohlt; 16,90 Euro
20	(16)	**Donna Leon** Das Gesetz der Lagune	Diogenes; 19,90 Euro

schwer krisengeschüttelten „FAZ“ wurde ihm in aller derzeit gebotenen Lebensstrenge vorgehalten, mit seinen abendlichen Späßen weiche er systematisch dem „nationalen Notstand“ aus; „beständig“, so der Dienst habende „FAZ“-Oberlehrer, „verfehlt“ er das Thema. „Setzen!“

möchte man rufen. Allein, die Lage ist zu ernst.

„Aber hoffnungslos ist sie nicht“, ruft Christoph Schlingensief durchs Telefon. „Ich kenn mich da aus.“ Schon am Wahlabend hatte der Aktionskünstler dekretiert: „Rot-Grün hat uns in eine Depression gebracht, die ich gern noch vier Jahre öffentlich aushalten möchte.“ Nun ist die Chance 2002 da – bis 2006. „Ich begrüße diesen Zustand. Er muss weiter ausgebadet werden. Das ist einfach nur eine andere Seite der Globalisierung. Ein super Vorgang.“

Aber wo Depression ist, naht das Rettende auch: „Das ist eine nicht endogene Depression, die kann später in eine euphorische Phase übergehen. Bis dahin helfen allerdings nur hochprozentige Antidepressiva.“ So was braucht Klaus Staeck ganz sicher nicht. Der ist auch ohne Psychopharmaka gut drauf. Ob Brandt, Schmidt oder Schröder – wen immer die SPD in den vergangenen drei Jahrzehnten ins Wahlgefecht schickte, einer focht stets in der ersten Reihe mit: Klaus Staeck, der Überzeugungstäter, Kampagnenprofi und politische Plakatkünstler.

Bei ihm hat sich auch nach dem Siegestaumel vom 22. September kein Kater eingestellt. „Voll“ steht er hinter der Regierung und ihrer Politik. „Etwas deutlicher“ hätte der Kanzler allenfalls sagen können, wie ernst die Lage wirklich war. Nun muss eben gespart werden. „Aber bitte auch bei den Reichen.“ Was die schlechte Stimmung betrifft: „Von denen, die ich zur Wahl mobilisiert habe, hat sich bisher keiner bei mir beschwert.“

Auch Esther Schweins, die für Schröder mit den Worten warb, vier Jahre seien nicht genug, „um 16 Jahre Prasserei auszugleichen“, beschwert sich keineswegs. „Ich betrachte die gegenwärtige Lage mit kritischem Wohlwollen“, sagt die Schauspielerin. Immerhin sei die Lage besser als die Stimmung. Deutschland, so ihre Analyse, „denkt sich die Krise laut“. Laut oder leise, eines scheint auch ihr klar: „Wir befinden uns in einem Motivationsvakuum.“ Hella von Sinnen würde über so viel politische Weisheit womöglich laut lachen, wenn sie von Guido Westerwelle käme, doch die gewichtige Brachialkomikerin mit der Sprechgeschwindigkeit einer Geflügelscherenverkäuferin in der Fußgängerzone sagt über Politiker im Allgemeinen erst mal ganz Volksnahes: „Kannste alle in einen Sack stecken und mit dem Knüppel draufhauen – triffste keinen falschen.“

Gleichwohl lässt die lesbische Blondschwalbe der deutschen Fernsehunterhaltung, die im Wahlkampf für Joschka Fischer glühte, auf ihre grünen Lieblinge nichts kommen: „Die sind progressiv und

Der ehemalige Bassist als Rock-Archivar: Memorabilien aus 40 Jahren Popgeschichte

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „Buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Sachbücher

1 (1) **Dieter Bohlen mit Katja Keßler**
Nichts als die Wahrheit Heyne; 20 Euro

2 (2) **Allan Pease/Barbara Pease**
Warum Männer lügen und Frauen immer Schuhe kaufen
Ullstein; 16,95 Euro

3 (4) **Jana Hensel** Zonenkinder
Rowohlt; 14,90 Euro

4 (3) **Guido Knopp** Die SS – Eine Warnung der Geschichte
C. Bertelsmann; 24,90 Euro

5 (5) **Werner Tiki Küstenmacher/Lothar J. Seiwert** Simplify your life
Campus; 19,90 Euro

6 (8) **Dalai Lama** Der Weg zum Glück
Herder; 16,90 Euro

7 (15) **Waris Dirie** Nomadentochter
Blanvalet; 21,90 Euro

8 (10) **Martin Doerry** „Mein verwundetes Herz“ DVA; 24,90 Euro

9 (6) **Stefan Klein** Die Glücksformel
Rowohlt; 19,90 Euro

10 (18) **Michael Moore** Stupid White Men
Piper; 12 Euro

11 (7) **Mende Nazer/Damien Lewis** Sklavin Schneekluth; 19,90 Euro

12 (9) **Peter Scholl-Latour** Der Fluch des neuen Jahrtausends C. Bertelsmann; 22 Euro

13 (11) **Maurice Philip Remy** Mythos Rommel List; 22 Euro

14 (–) **Bill Wyman** Bill Wymans Rolling Stones Story Dorling Kindersley; 49,90 Euro

15 (14) **Roger Willemsen** Deutschlandreise
Eichborn Berlin; 17,90 Euro

16 (–) **Meinhard Miegel** Die deformierte Gesellschaft Propyläen; 22 Euro

17 (17) **Peter Merseburger** Willy Brandt 1913 – 1992 DVA; 32 Euro

18 (19) **Oriana Fallaci** Die Wut und der Stolz List; 18 Euro

19 (12) **Wolf von Lojewski/Helmut Reitze/Marietta Slomka** Die Flut
Ullstein; 17,95 Euro

20 (–) **Spencer Johnson** Die Mäuse-Strategie für Manager Ariston; 14,90 Euro

haben die Rechte der Homosexuellen verbessert.“ Kurz und gut: „Die Politiker stecken in Sachzwängen. Die können nix machen. Wir müssen selbst ran und aus den Socken kommen. Wir müssen alle an einem Strang ziehen, vom kleinen Handwerker bis zur letzten Ulknudel.“

Dass ein „Ruck“ durch Deutschland gehen müsse, hat der ehemalige Bundespräsident Roman Herzog schon vor Jahren gepredigt, als die Lage noch ernst war. Nun, da ein Wer-sagt-es-am-schlimmsten-Wettbewerb um den Superlativ von „ernst“ ausgebrochen ist und die Notstandsvokabeln knapp werden, mag auch ein wenig nachdenkliche Gelassenheit helfen, die der Schärfe der Kritik nichts nimmt.

Zudem: Niemand weiß, wie jene Revolte aussehen soll. Es wäre ja vor allem eine Revolte der Bürger für etwas, für die Rettung des Gemeinwesens, und eben keine Revolution. Der Historiker Gerd Koenen („Das rote Jahrzehnt“), mit intensiver Revolte-Erfahrung aus den siebziger Jahren ausgestattet, will sich auch deshalb in keine übertriebene Aufregung hineinkomplimentieren lassen. „Der Grad meiner Empörung wird durch das Fehlen einer überzeugenden Alternative begrenzt“, sagt er. Die Marge des Regierungshandelns sei eher klein, und vieles, was derzeit bei Schröder & Co. abgeladen werde, falle auf den großen Lümmel Volk daselbst zurück. Dennoch sei die „Mutlosigkeit, ja Feigheit der Regierung vor dem Souverän“ ein beklagenswerter Zustand. Zu allem Überfluss aber, glaubt Koenen, habe sich eine diffuse Mischung aus weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Großverschiebungen „wie eine Nebelwand der fundamentalen Verunsicherung“ in die Szenerie gedrängt.

„Wir sind ein komisches Volk“, sagt der Berliner Autor Moritz Rinke, vordem ein gern gesehener Gast bei kulturell geprägten Abenden im Kanzleramt. „Wir haben die Regierung gewählt, und jetzt beschweren wir uns. Dabei ist ihre Reformunfähigkeit auch unsere Reformunfähigkeit.“ Stets schwankten die Deutschen, „periodisch denkende Hysteriker“, zwischen Hektik und Starre. „Am Ende kommt dann ein Steuervergünstigungsabbaugesetz heraus.“

Zur Lage drängt sich dem Theaterautor Rinke ein Bild auf: Mann und Frau sitzen in einer kleinen Küche vor dem Kühlschrank und fressen sich voll. 20 Jahre lang. Irgendwann sind die Bäuche so dick geworden, dass der Kühlschrank nicht mehr aufgeht. Sie bleiben weiter sitzen und warten, bis die erzwungene Diät wieder Platz schafft – fürs Weiterfressen. Vielleicht wäre es schon Revolte genug, wenn die beiden von ihrem Platz vor dem Kühlschrank einfach aufstehen würden. Immerhin der Anfang einer Bewegung, am Ende gar die späte Nachgründung einer „Berliner Republik“.

Julia Friedrich, Reinhard Mohr

THEATER

Verwirrte und Verirrte

Roland Schimmelpfennig ist Deutschlands stiller Dramatiker-Star. Sein neues Stück wurde jetzt in Hamburg gefeiert – ein vertrackter Beziehungsreigen.

OLIVER FANTITSCH

„Vorher/Nachher“ in Hamburg*: *Porenreine Peepshow*

Im deutschen Bühnenbetrieb gilt er als jugendlicher Qualitätsdramatiker fürs Leise und Anspruchsvolle. Roland Schimmelpfennig, 35, schreibt gern verrätselte, phantastisch-vertrackte Stücke, in denen das Ungesagte nicht selten das Bedeutsame ist. Jetzt stellte Schimmelpfennig sein neuestes Werk vor: „Vorher/Nachher“, eine kompakte Szenencollage voll absonderlicher Menschen. Am Hamburger Schauspielhaus brachte Regisseur Jürgen Gosch, 59, das Stück vergangenen Freitag zur heftig beklatschten Uraufführung.

Tiefschwarz und leer wie die Welt am ersten Schöpfungstag gähnt die Bühne. Auf ihr ist es anfangs düsterer als im Zuschauerraum. Schemenhaft huschen Gestalten über die Szene, plötzlich steht eine nackte Frau in der Mitte und eröffnet den Reigen der Geständnisse: „Ich habe mich heute beim Umziehen aus Versehen nackt gesehen. Das war ekelhaft. Wie ein Schwamm. Normalerweise mache ich in solchen Hotels das Licht im Bad gar nicht an.“

Andere Beichten folgen: Ein Paar, das seit elf Jahren zusammenlebt und nun, weil die Frau fremdgeht, auseinander driftet, macht sich einen frustrierenden Reim auf die häusliche Misere. Der Betrogene lernt in einer Bar eine andere kennen und verschwindet mit ihr auf einen Quickie. Aber die Frau, die in einem kleinen Kosmetikstudio arbeitet, will vorderhand keine Triebabfuhr, sie will nur einmal Sex mit einem dieser Erfolgsmänner „in den leichten Anzügen, die sich mittags gegenüber ein Sandwich und einen Espresso bestellen“. Schimmelpfennig hat Dutzende von solchen Suchenden für sein Stück erfunden, Verwirrte und Verirrte im Ghetto der Gefühle.

Die Passanten tauchen mehrfach auf, ihre Geschichten verdichten sich mit jedem Auftritt. Der Autor beobachtet genau, er mag seine Figuren und schenkt ihnen eine Sprache, die tiefer klingt als bloß abgelauschter O-Ton.

„Vorher/Nachher“ ist eine skurrile Melange aus Slapstick, Pantomime und porentief reiner Peepshow – denn der befreiende Griff zur Baumwoll-Unterwäsche gehört für fast alle offensichtlich zum schauspielerischen Anforderungsprofil.

Regisseur Jürgen Gosch nimmt den überlangen Text beim Wort. Vor allem Sprache und Bewegung bestimmen das karge zweieinviertelstündige Spiel, dessen konsequent puristische Inszenierung den Zuschauern höchste Aufmerksamkeit abverlangt.

Als einziges Raumelement gönnt sich Gosch ein Rechteck, das sich langsam von einer Seite der Bühne zur anderen bewegt. Gleichzeitig dreht es sich um die eigene Achse. Auf der einen Seite ist es pechschwarz, auf der anderen schneeweiß.

Am Ende, wenn die Drehwand ihre Reise beendet hat, rundet sich auch der Reigen. Dann tauchen sie fast alle wieder auf: das Paar, das sich getrennt hat, und die Frau, die sich vor ihrem Schwammkörper ekelt. So kehrt das Nachher zum Vorher zurück. Und doch sind am Ende von „Vorher/Nachher“ alle etwas anders geworden.

Joachim Kronsbein

* Mit Wiebke Puls, Ben Daniel Jöhnk.